

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Archivs für ober-schlesische Volksmusik / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

10. Jahrgang

1939

Heft 1—3

Freiherr, 28. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für ober-schlesische Volkskunde. — Perlick, Worte in volkskundlichen Feierstunden (5-6). — Steier, Besuch beim Stellmacher und Wagner.

28. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für ober-schlesische Volkskunde

Volkskunde des Plesser Landes — Berühmte Plesser — Das Volkslied „Es liegt ein Schloß in Österreich“ im schlesischen Grenzlandgebiet.

In der letzten Arbeitssitzung der Gemeinschaft für ober-schlesische Volkskunde, die im volkskundlichen Studienraum des Landesmuseums zu Neuthen OS stattfand, konnte Prof. Perlick seine Mitarbeiter begrüßen und die volkskundliche Winterarbeit eröffnen. Die Reihe der volkskundlichen Darstellungen von Landschaftsräumen in Ostoberschlesien setzte Ludwig Chrobok fort, der über die volkskundliche Eigenart seiner Plesser Heimat sprach. Es war „erlebte Volkskunde“, die er darbot. Auch hier ist die Landschaft der Faktor, der dem Volkstum erst das Charakteristische gibt, das Volkstum erst eigentlich formt. Durch die Lage des Gebietes in der Südostecke des ehemaligen preussischen Staates ergab sich ein längeres Beharren in der Unge-störtheit der volkskundlichen Überlieferung. Als früherer Grenzkreis, auch gegen Österreich hin, gab das Gebiet mannigfaltige Möglichkeiten, das Schmugglerumwesen bestens gedeihen zu lassen. Besonders aber war es der Waldreichtum, der

sich stark auf die Gestaltung des Volkswesens auswirkte. Infolge der Abgeschlossenheit der Dörfer hatten die Poesie, das Sagen-gut, die einzelnen Brauchtumsformen hier eine viel längere Überlieferungsstärke als anderswo. Der Wald bedingte auch besondere Volkstypen bzw. Berufe, wie Beeren-sammler, Pilz-sammler, Korb-flechter, Wild-diebe, Rän-ber, Zigeuner usw. Auch der Boden des Gebietes ist ausschlaggebend für die Besiedlung gewesen; da er überwiegend sandig ist, war er wenig ertragreich. Es entwickelte sich kleiner Grundbesitz mit Häuslern, Gärtnern und kleinen Bauern. Der Großgrundbesitz war für die Entwicklung einer wirtschaftlichen gesunden Volkstums-schicht sehr hinderlich. Der Reich-tum der Plesser Wald-landschaft bedingte andererseits eine große Anzahl von Wassermanns-, Zerklichter- und Unter-gang-sagen. Auch die Charakterzüge des Plesser Volksmenschen zeigte uns Ludwig Chrobok eingehender. Der Plesser war stets ein genügsamer und sparsamer Mensch. Bei einem Verdienste von RM 1,50—2,50 RM vor dem Weltkrieg konnte er noch an die Erweiterung seines Bodenbesitzes und an den massiven Aufbau seines Hauses denken. Neben der Arbeit-samkeit verfügte er auch über

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln OS

Schriftleitung der Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Neuthen OS Museum

eine unverwüßliche Gesundheit. Im allgemeinen ging er auswärts einem Erwerb nach, während die Frau tagsüber die kleine Landwirtschaft zu betreiben hatte. Weiterhin ist der Plesser in seiner Anlage heiter, lebensfroh und festesfreudig (Volkslied, Tanz, Instrumente, Dorfmusik). Besonders unterstrich Chrobok den Gemeinschaftssinn der Plesser Dorfbewohner. Beim Hausbauen, Ziegelbrennen fanden sie sich zur gemeinsamen Hilfeleistung ein. Sie zeigten so stets einen hervorragenden Opfer Sinn. Ihrer Abstammung und ihrer Stammeszugehörigkeit nach, gefolgert aus der Art ihres Volkstums und ihres Charakters, scheinen die Plesser mittel- oder süddeutscher Herkunft zu sein. Auch ihre eigenartige Tracht, die entsprechend dem lebensfrohen und heiteren Wesen der Plesser bunt ist, zeigt starke Beziehungen zu deutschen Volksteilen.

Zur Ergänzung der Ausführungen von L. Chrobok legte Macha einiges Material über berühmte Männer aus dem Plesser Stadtgebiet vor. Als Ahnherr der oberschlesischen Dichter ist wohl Michael Kosmeli (geb. 1773 in Pleß) zu betrachten, der in Halle, Göttingen und Jena die Rechte studierte. Reisen führten ihn durch Holland, Frankreich, Rußland, die Türkei, Italien usw., bis er 1844 in Breslau starb. Von Kosmeli sind bekannt: „Briefe aus der Krim, Türkei und Rußland“, „Lieder“, „Osterblumen (1826)“ und „Die Waise“ (1832). Auch der Erbauer des Berliner Doms, Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Ing. Julius Raschdorff, stammte aus Pleß (geb. 1823). Raschdorff war, bevor er Senator der Akademie der Künste in Berlin wurde, Stadtbaumeister in Köln. Weniger bekannt ist, daß der Verfasser des Liedes „Grad aus dem Wirtshaus konn' ich heraus“ (um 1830), Heinrich Gottlieb von Mühler, der spätere preußische Justizminister für die östlichen Provinzen, auch ein Plesser Kind war (geb.

1780 zu Luisenhof bei Pleß). So zeigten sich auch im Stadtraum Kräfte, die im deutschen Kulturgebiet aufgingen.

Sodann sprach Prof. Perlick über die Geschichte des Liedes „Es liegt ein Schloß in Osterreich...“. Die erste Überlieferung dieses Sanges, der überall weite Verbreitung gefunden hat, stammt aus dem schlesischen Raum und ist in dem Glogauer Liederbuche (um 1480) zu finden. Die erste vollständige Strophenfolge aus der Wormser Gegend liegt von 1600 vor. Trotz dieser frühen Belegbarkeit ist es noch nicht gelungen, die Urfassung ausfindig zu machen. Auch die in dem Liede vorhandene Lokalbindung – es wird ein Ritter aus Rosenberg genannt – vermag nicht, die Ballade auf ein historisches Ereignis zurückführen zu lassen. Die 18 untersuchten Fassungen aus Oberschlesien geben in ihrer Gestaltung die Möglichkeit, sie systematisch einzuordnen. Die in ihrer Form als sehr alt geltenden Belege stammen aus Hindenburg (Malesz) und Mechtal (Chrobok). In der Hindenburg Fassung wird erstmalig als Heimat des gefangenen Knaben das Schlesier-Land angegeben. Beide Fassungen entsprechen vollständig dem Texte eines fliegenden Blattes um 1606. Gruppe B. bezieht sich auf das Neisser, Grottkauer und Leobschützer Gebiet. Die gleich ausgerichteten Überlieferungen beweisen, daß wir es hier mit einer einheitlichen Liedlandschaft zu tun haben. Gruppe C. umfaßt eine Einsendung aus Heinrichsfelde Krs. Oppeln (Sammlung Pastor Dorndorf), die eine auffallende Umformung des Motivs von dem Verbinden der Augen bringt. Die weiteren Gruppen D. und E. bringen Material aus dem Industrieland und dem weiteren Grenzgebiete; sie zeigen Einschrumpfungen und Verkümmerserscheinungen hier am Rande eines volkskundlichen Staubeckens. Auch auf die Entwicklung der Melodie wurde eingegangen. Studenten brachten mit Lautenbegleitung die einzelnen Strophen der

Weisen zum Vortrag. Die von der Musikwissenschaft festgestellte eigene „Schlesische Weise“ zu dem Liede stammt aus dem 18. Jahrh. und hat sich 1829 mit unserer Ballade verbunden. In der Aussprache wies F. Sukatsch auf die Notwendigkeit hin, die Weisen auch nach russischen Gesichtspunkten zu untersuchen. Gerade für das Ostgebiet würden sich besondere Ergebnisse finden lassen. Prof. Perlick bat um Überlassung von gedruckten und geschriebenen Liederbüchern aus der Zeit vor 1933 für die Sammlung des oberschlesischen Volksliedarchivs. T. Freiherr.

Worte in volkstündlichen Feierstunden

Von Alfons Perlick

(Vgl. Oberschl. Volksk. 6, 1934-35, S. 9-12.)

5. Heimat und Volk

Vortrag am Gemeinschaftsabend der Laienschaffenden im Zechenhaus der Guido-grube zu Hindenburg (November 1938).

Heimat und Volk stellen zwei Inhalte dar, die zusammen gehören und nicht voneinander zu trennen sind. In ihrer Fülle stehen sie nicht nebeneinander, sondern sie sind von dem gemeinsamen Leben, das sie umspannt, ineinander vereint. Sie bedingen sich gegenseitig.

Heimat und Volk sind eine Ganzheit, eine Einheit, ein Erlebnis. Ohne Heimat kein Volk, ohne Volk keine Heimat.

Um beide Worte liegt viel Sonne und Liebe. Beide Worte lösen in uns Eigenes, Seelisches, Tiefes aus. Wir stehen hier mit unserem Herzen dahinter.

Die Sinne beider Begriffe kann der Verstand nicht allein finden. Wir fühlen und spüren sie mit unserem Blute, das alles das, was wir Heimat und Volk nennen, festlich und feierlich umschwingt.

Beides tragen wir im Urgrunde unseres Seins. Wir brauchen diese Klänge nicht erst aus der Tiefe zu rufen. Sie klingen und gleiten von

selbst durch unsere Tage, durch unsere Arbeitsstunden, durch unser ganzes Leben.

Heimat und Volk schütten Blüten, sind Lieder, sind Gebete, sind Reichtümer.

Heimat und Volk ist eine Beziehung, die in uns Leben hat, und von der unser Leben getragen wird.

Heimat und Volk ist eine Werteinheit, aus der und auf der wir in die Höhe wachsen.

Heimat und Volk ist ein Geschenk denen, die sich darum bemühen.

Um die Wertbezogenheiten beider Begriffe in ihrem ganzen Umfange verstehen zu können, lösen wir sie für eine kleine Untersuchung auseinander.

Wenn Heimat entstehen soll, dann muß erst Volk vorhanden sein. Volk, das sind wir; nicht mehr die Masse, nicht mehr einzelne Schichtungen und bestimmte Kreise, sondern wir, die heranreisende Gemeinschaft.

Jeder von uns ist ein Stück, ein notwendiges Glied dieser Gemeinschaft, dieses neuen Volkes. Tritt einer aus diesen Bindungen heraus, dann verläßt er das Gemeinsame; er wird gemeinschafts-, volksfremd. Er mag sich freilich in Volksnähe befinden, Volksteil, Volk ist er nicht mehr.

Nicht durch Wissen, nicht durch ein Muß oder einen Befehl oder eine Verordnung kommt es zu einer Volksbildung, Volkwerdung, sondern Volk wächst aus dem Herzen, aus der Begeisterung, aus der verbindenden Liebe herauf und zueinander.

In der Gemeinschaft, in dem Volke ist eine Kraft lebendig, die über alle dahinströmt und die erfährt und nimmer verläßt, die sich ihrer inneren Haltung nach von ihr ergreifen lassen.

Die Gemeinschaft ist ein Organismus mit Blut, Geistigkeiten und Geseg.

Wenn wir in dieser Art Volk sehen, begreifen und erleben, dann sind wir so weit, daß wir auch aus innerster Überzeugung heraus mit an

der Aufrichtung und Vertiefung des Gemeinschaftsgedankens helfen können. Dann wird auch die Zeit kommen, wo auch der Ausdruck Volksgemeinschaft seine Bedeutung verlieren wird; denn einmal wird dann endgültig Volk gleich Gemeinschaft und Gemeinschaft gleich Volk sein. Wir werden uns auch bemühen müssen, die Begriffe volkstümlich, volksnah auszusondern. Wenn nämlich Dinge wie Lied, Brauch, Tracht usw., die an die Gemeinschaft heraustragen werden sollen, nicht völkisch, gemeinschaftseigen, arteigen, volkhaft, volkrecht sind, dann kommen sie für das Leben der Gemeinschaft nicht in Frage.

Wenn Volk in einem Raume erst zu Hause ist, heimisch wird, dann fängt Heimat an zu werden. Erst, wenn die Bindung zur Landschaft, zum Boden, zur Natur, zu der Siedlung, zu Himmel und Erde in diesem Raume stärker wird, wenn die Menschen hier geistig und seelisch Boden gefaßt haben, wenn sie mit dem Raume eins werden, dann erst entsteht selige, goldene, schöne Heimat.

Mögen Schicksale, Unglücke, Tragödien hier Risse und Wunden reißen, es ist und bleibt dieses Land meine Heimat.

Es gibt auch Menschen, die keine Heimat haben. Das ist ein Unglück für sie; wohl das größte Unglück. Sie tragen den Fluch der Unstetigkeit in sich. Sie sind verdammt, keine Zufluchtsstätte des seelischen Verweilens und Ausruhens zu finden; nirgends spüren sie die mütterlichen Ströme weicher, sanfter Gebundenheiten.

Wir alle, die wir eine Heimat haben, müssen für dieses Geschenk recht dankbar sein. Volkwerdung ist ein Wunder, auch Heimat ist ein Wunder. Das Besitzen einer Heimat und das Finden eines, seines Volkes ist eine Gnade. Volk gestaltet die Heimat. Und Heimat wieder formt und bezaubert das Volk. Heimatraum und Heimatvolk werden aneinander groß und mächtig.

Ich liebe, verehere die Heimat; ich kämpfe für

die Heimat. In der Heimat werde ich fest und stark. Hier habe ich meinen Boden, mein Land, das ich kenne.

Ich kann von der Heimat nicht viel sprechen; ich trage sie still in meinem Herzen. Nach der Heimat aber habe ich unendliche Sehnsucht, in die Heimat will ich immer wieder zurück. Das Volk in der Heimat werkt, hat ihr das Gepräge gegeben. Die Heimatlandschaft ist von denen gestaltet worden, denen die Heimat Brot geben muß. Ein Raum, der seine Menschen nicht mehr ernähren kann, füllt sich mit Armut und mit Bitterkeit und wird einmal von seinen Menschen verlassen.

Heimat ist wie Vater und Mutter.

Heimat ist unser Kinder- und Arbeitsland.

Heimatraum ist für sein Heimatvolk Ernährer, Schutz und Hort. Und nun die Frage um den Wert unseres Volkes hier in diesem Land und um die Wertschätzung unserer Heimat in dieser Industrielandschaft, die Frage um Industrieinheit und Industrievolk. Die heutige Geltung des Industriearbeitervolkes braucht wohl nicht näher unterstrichen zu werden. Der nationalsozialistische Staat hat es als eines der wertvollsten vaterländischen Träger des Aufbaus, der Vollendung und der Erhaltung wieder ehrenvoll herausgestellt. Auch die Qualität des oberschlesischen Arbeiters ist uns hinreichend bekannt: Treu, kameradschaftlich, fleißig, intelligent, aufgeschlossen für alles Gute und Schöne, begeisterungsfähig, künstlerisch veranlagt usw.

Hat aber dieses Arbeitervolk in unserem Industrieraume inmitten der Schloten- und Schornsteinwälder, der Haldengebirge, der Hüttenwerke, der Häuserkästen und Häuserkasernen, der Straßenschluchten... eine Heimat, eine Heimat, an der es hängt, die es nicht lassen kann? Auch das ist geliebte, hochverehrte Heimat. Der kleine, dunkle Hinterhof, die enge Stube, die Arbeitsstätte, von der ich die Schwielen an meinen Händen habe, die schmutzigen

Halden, an denen ich mit meinen Ziegen umhergeklettert bin, mein Karnickelstall in irgend-einer Ecke, die engen Straßenwinkel mit der stinkenden Hüttenluft, die Unruhe des Verkehrs, das Hasten um die Arbeit, der stille Friedhof mit Vater und Mutter . . .

Das alles ist heilige, unsagbare Heimat. Wer mir die verlacht, weil sie nicht schön ist, wer mich neckt, weil ich sie liebe, den müßte ich, wenn ich ein Kerl bin, niederschlagen; denn diese meine Heimat ist innerer, seelisch geistiger kostbarer Besitz, ist mein Heiligtum. Wer mir das antastet, wer mir da mit seinem Schmutz kommt, der ist ein Schuft.

Wehe, wenn sich ein Mensch, ein Volk seine Heimat besudeln läßt; das kann doch kein Vaterland haben. Denn Heimat ist, wo sie auch sei, mein erstes, mein kleinstes Stück des großen deutschen Vaterlandes, auf das ich so stolz bin. Und unsere Heimat ist dazu noch Grenzland, Ostland. Ist der Raum, wo wir auf Posten stehen, wo wir Tag für Tag Wache halten für das Reich, für alle, die hinter uns leben und arbeiten.

Fragen wir selbst die Heimat, wie Menschen ihr dienen können. Heimat, Industrieland, mein ober-schlesischer Arbeitsraum, was forderst du von deinem Volke, das du beherbergst, von deinen Heimatmenschen, die du verwahrst und betreust?

Wenn mich auch Arbeit, Schuften und Schaffen zerrissen und verunstalteten, ich bitte euch um Verehrung und Würdigung, denn ich bin eure große Werk- und Lebensstätte.

Wenn mich auch Dampf, Rauch und Ruß schmutzig und unansehnlich werden ließen, ich bitte euch um Liebe und Treue, denn ich bin auch in diesem Kleide wahr und schön.

Wenn ich auch euch immerzu zur Arbeit treibe und ihr in mir die ganze Härte eures Lebenskampfes zu spüren bekommt, verlasset mich nicht, suchet unentwegt die Quellen eurer Kräfte in mir, und ich werde euch segnen und eurem

Geschlechte, euren Kindern ein sicheres Geleit durch das Leben geben.

Das sind die Bitten und Versprechungen unserer ober-schlesischen Industrieheimat, von der ich und Sie, wir alle gemeinsam einst verlangend und warm zur Ruhe aufgenommen werden. Dann wird diese Heimat auch zu unserer ewigen Heimat. Nein, ich bin nicht tot, bin nicht irgendwo verrauscht, verweht und vergangen, hier bleibe ich weiterhin, ewig lebendig in meiner Arbeit, in meinem Schaffen, in meinen Kindern, in meiner Kraft und Leistung. So dienen sich gegenseitig Heimat und Volk auch über unser Erdenleben hinaus.

6. Von meinen Kameraden
Langemarckfeier an der Hfl. Beuthen OS
(November 1938).

Kameraden!

November 1914!

Als 18- und 19-jährige Kriegsfreiwillige standen wir damals draußen im Graben. Vor Verdun, in den Argonnen, in der Champagne, vor Reims bis Langemarck und Ypern hinauf. Mit einem jungen Leben. Waren eben von der Schulbank gekommen und fast klassenweise in die einzelnen Kompanien eingereiht. Vater und Mutter waren weit, die Heimat fern und alles, alles, was wir lieb hatten, weit, weit von uns. Liebe, Begeisterung, Pflicht und Hingabe aber ließen uns hier in den Gräben, in den Feldern, in dem Raume des Kampfes eine neue Heimat erstehen. Der Krieg umband uns hier zu einer unzertrennlichen Gemeinschaft. Wir wurden hier alle: Lehrer, Student, Arbeiter, Bauer . . . Kameraden, ja darüber hinaus, Brüder . . . Wir verschenkten uns in diesem Kreise und fanden hier das Seligste an Menschentum, was es überhaupt gab.

Der Krieg aber war grausam. Das Schicksal schritt gewaltig umher. Wir wurden zusammengeworfen und auseinandergerissen, unsere Kameraden links und rechts herausgeholt und im Kampfe erschlagen. Ihre letzten Schreie

griffen uns an die Herzen. Wir konnten ihnen nicht helfen, wir konnten nicht stehen bleiben. Mit Verbissenheit sprangen wir in die Lücken und brachten den Kampf zu Ende.

Unsere Brüder haben wir dann wiederfinden können. Aber still und stumm. Wir brauchen uns heute nicht zu schämen, wenn wir jetzt in dieser Stunde bekennen, daß wir damals viel Tränen in unseren jungen Augen hatten, aber nicht Tränen der Furcht und des Schreckens, sondern Tränen, die man vergießt, wenn man Liebstes verloren hat.

In dem Anblick der vor uns Liegenden, der Gefallenen lag ein Schein der Opferung, der Würde und einer vorher nie gekannten Bestimmtheit, Reinheit und Hoheit. Aus diesen Jungen waren Soldaten, Männer, Helden geworden.

Still legten wir sie in ein Grab und streuten buntes Blätterwerk, weil eben der Herbst keine Blüten mehr hatte, als Zeichen unserer Liebe und Treue, der Verehrung und des Unvergessens auf ihre verbluteten und zerfetzten Leiber. Wir, bei denen das Schicksal nicht so hart zugriffen hatte, kamen nach Hause. Meine Klasse, ich darf es hier zur Ehre und zum Gedenken meiner gefallenen Klassenkameraden sagen, marschierte mit 22 Mann hinaus und hat heute 15 Tote zu beklagen. Wir aber, die wir jetzt noch in unserem Blute dastehen und das neue Deutschland, das eben in diesen Kämpfen, zwischen diesen jungen Toten geboren wurde, erleben durften, wir haben von unseren Kameraden, die mit uns gegen den Feind rückten, uns zur Seite standen, mit uns die Waffen trugen . . ., vieles zu sagen. Wir sind als noch lebende Kameraden dieser Toten geradezu verpflichtet, von ihnen zu sprechen. Denn wir haben ja ihre Liebe gesehen und ihren schweren Opfergang miterlebt und sind so Erbe ihres Geistes, Ränder ihrer Tat geworden.

Wir haben der neuankommenden, herangewach-

senen jungen deutschen Generation zu melden, daß auch schon damals Deutschlands Jugend zum Kampfe angetreten war.

Wir haben weiterhin den jungen deutschen Kameraden von heute den Sinn des damaligen Streitens und auch des Bleibens zu deuten und in ihnen nicht vergessen zu lassen, daß die Kameraden von damals nur bluten und sterben konnten in dem unerschütterlichen Glauben an eine schöne und reine Heimat, an ein freies und würdiges Volk und an ein großes, hehres, heiliges und ewiges Deutschland.

Nur dafür gingen Tausende von uns mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod von Langemard.

Nur dafür gaben Tausende ihr begeistertes Herz, ihr blutfrisches Leben hin auf den fremden, zerhackten und zerstampften Schlachtfeldern.

Nur dafür brachten sie den Mut und die Entschlossenheit des Einsatzes und des Kampfes auf, um in ihrer Jugendlichkeit ohne Furcht und Bangen gegen den Feind anzurennen und anzustürmen. Das Lied von dem großen und heiligen Vaterlande umschwebte sie wie ein Choral. Mitten in dem Singen warfen die Kugeln die Dahinstürmenden zu Boden; das Lied starb in ihren Kehlen. Mit diesem Liede gingen sie von dannen.

Und doch kam eine Zeit, wo das Opfern jungen deutschen Blutes vergebens zu sein schien. November 1918!

Deutschland zerschlagen, geschändet. Deutsche Männer und Frauen schluchzten um ihr Vaterland und um ihre Kinder. Unsere große, geliebte Heimat war wie ein Chaos. Haß und Vernichtung waren überall lebendig. Verwüstung und Leidenschaft durchtobten alle Gaue. Deutsche Menschen erschlugen sich gegenseitig auf deutscher Erde.

Wir waren alle ohne Liebe und Hoffnung.

Und da kam das Wunder!

Einer aus der Front, einer, der draußen mit-

gekämpft hatte, einer aus den Millionen, einer, der auch geweint hatte, sprang heraus und griff die Fahne wieder auf, sammelte die Getreuen um sich, schlug sich durch die Meute und fing an zu marschieren. Marschierte mit sieghaften Augen, mit dem härtesten Willen und einem neuen, wunderbaren Glauben an Deutschland.

So haben die Toten von der Front doch gesiegt. Ihr Geist kam zur Auferstehung. Und ihr Leben war doch nicht verloren. Und ihr Erbe, ihre Forderungen?

Begeisterung und Einsatz für alle schönen, hohen und edlen Güter des Lebens und des Vaterlandes, Gemeinschaft, Treue, Härte, Pflicht und Hingabe.

Das aufzubringen, das zu erfüllen ist die Bitte, die ewige Bitte der Kameraden, die auf den Schlachtfeldern in ihrer Jugend verblühten.

Das ist die Meldung der Mutigen und Gläubigen, die damals vom Schicksal zur ewigen Wache abkommandiert worden sind.

Das ist das leise Lied der Tage, des Novembers, wenn die Blätter gefallen sind.

Das ist das stille Lied unserer jungen besten Toten, meiner, eurer, unserer gemeinsamen unvergesslichen Kameraden.

Praktische Volkskunde in Beuthener Handwerkerstätten

(Vgl. Oberschl. Volksk. 8, 1937, S. 1-3).

2. Besuch beim Stellmacher und Wagner

In dem Rahmen der Handwerkerstättenbesuche, die von der Arbeitsgemeinschaft für Oberschl. Volkskunde (Leitung Prof. Perlic) in diesem Winter in Beuthen durchgeführt werden, kam jüngst der Stellmacher an die Reihe, seine Handwerkskunst größerem Verständnis und weiteren Kreisen nahe zu bringen. Wieder war eine stattliche Schar, meist Lehrer und Lehrerinnen sowie Studierende der hiesigen Hochschule für Lehrerbildung Zeuge stolzen Hand-

werksgeistes, der selbstbewußt auf sein Können pocht und sich in allem selbst zu helfen weiß, dabei aber bescheiden die Erkenntnis hat, daß ihn nur die Gemeinschaft trägt.

Im Rossberger Stadtteil, tief hinten im Hofe, dient ihm eine ehemalige Scheune als Werkstatt. Geräumig ist es da, und stark erstaunt sehen wir eine stattliche Anzahl verschiedenster Maschinen. Fast wie in einem Großbetrieb.

Bald ist der Kontakt gefunden zwischen dem überlegend grüblerischen Meisterkopf und seiner horchenden und fragenden Schülerschar. -

„Wie er zum Handwerk, zum Stellmacher kam? - Damit begann es wohl; und in launiger, trockener Art, gab der Meister ein drastisches Bild eines Lebensweges, dem Schwierigkeit über Schwierigkeit im Weg standen. Als er noch kleiner Junge war, fiel für ihn schon die Entscheidung, und er meint, daß man zu seinem Beruf geboren wird. Aus dem Kreuzburger Land stammt er und seine Eltern hatten dort 10 Morgen Besitz, der Vater ging auf Lohnarbeit in den Wald. Eine „störrische“ Kuh gehörte zu der kleinen Wirtschaft, und diese mußte er immer hüten. Stets hatte er dabei ein Messer mit, um eifrig an den verschiedensten Dingen herumzuschneiden. Nach der Schulzeit war es mit dem ersehnten Erlernen der Stellmacherei noch nichts, da er in der Wirtschaft und bei der Kuh bleiben sollte. Endlich, mit bald 16 Jahren, hatte er es durchgefochten und durfte in eine Wagnerei nach Kreuzburg. Doch neues Pech verfolgte ihn. Ein schwerer Baumstamm rutschte ab und zerschmetterte seine Hand. Der „Kreisphysiker“ sah damals keine andere Möglichkeit, als „abnehmen“. Energisch und tapfer hat er sich dagegen gewehrt, denn - dann' wäre es ja aus gewesen mit dem erträumten Beruf und - Soldat wollte er doch auch noch werden. Der „Schäfer“ aber, vor dem er heut noch die größte Achtung hat, wußte besser Bescheid und Rat. Der heilte bald alles tadellos aus

(wie er auch bald danach das im Wald von einem stürzenden Baum arg zerschmetterte Bein seines Vaters gut in Ordnung brachte). Bald konnte er glücklich weiterlernen, die Prüfung machen und – Soldat wurde er bei der ersten Bestellung. Der weitere Lebensweg führte ihn nach verschiedenen Gegenden Oberschlesiens, wo er gegen den damals äußerst niedrigen Lohn vom frühen Morgen bis späten Abend viel tun mußte und Arbeits- und Lebenserfahrungen sammelte. Im Jahre 1902 kam er als selbständiger Meister nach Beuthen OS und gründete auf der Piekärer Straße eine Werkstatt. Aber Arbeitsmangel konnten damals in der – mit der heutigen verglichen – noch kleinen Stadt die 13 Stellmachermeister mit ihren Gesellen und Lehrlingen nicht klagen. „Damals, da brauchte man uns. Da mußten Kaleschen, Landauer, Landoletts, Rupee-Wagen, Droschken, Britschken, Sandschneider usw. bis zu den Fuhr- und Handwagen von uns von Grund auf gebaut werden und dazu die vielen Ersatzteile und Reparaturen. Für unser Handwerk ist jetzt aber die Zeit um. Wir sind ausgedient. Eisen und Auto haben uns erschlagen. Zwei kleine Meister sind wir jetzt in der Großstadt und bekommen nicht einmal genug kleine Reparaturarbeiten. In den letzten Jahren waren immer noch an den kleinen Handwagen der Handwerker und Geschäftsleute Kleinigkeiten zu tun und dann bei den Landwirten und Fuhrwerkern. Aber heut, da geht es überall mit Zugmaschinen und Lieferwagen, und auch in der Landwirtschaft und im Gespannfuhrwesen nutzt man Achsen, Räder und Bereifung der ausgerangierten Autos in steigendem Maße“. Auch unser Meister glaubt an keine Umkehr, „außer, daß wir umlernen müssen, und dazu bin ich heut doch schon zu alt, und es wäre unverantwortlich, wollte ich heut noch einen Lehrling annehmen“.

Um nicht müßig zu sein, arbeitet er Fuhrwerksräder. „Ob ich diese noch brauchen und verkaufen kann, weiß ich nicht. Hoffentlich! Und er zeigt uns, wie nun aus guten Hart-hölzern (Akazie, Ahorn, Eiche, Esche, Kiefer, Rotbuche), die er jetzt nur in kleinen Partien in den umliegenden Wäldern und Parkanlagen kaufen kann, unter anderem über Drechselbank, Abrihtbank, Lochmaschine, Radmaschine und der Hände Kraft, Kniff und Erfahrung und des Kopfes Überlegung Radkopf und Nabe, Speichen und Felgen entstehen und schließlich zu einem stabilen Rad werden, dessen Speichen richtig, gleichmäßig und genau „angezapft“ sind, und das mit dem „Käfer“ einwandfrei zu vernünftigem Gebrauch „zentriert“ wird. Und noch etwas Besonderes. – Die vielen Maschinen! – „Ja, kaufen hätt' ich die kaum können. Da hab' ich sie mir eben zum größten Teil selber gemacht“. Das klingt so ganz selbstverständlich, und stolz zeigt der findige und erfinderische Meister „seine“ Maschinen, die vor den „Gekauften“ mancherlei Vorteile haben sollen. Einmal verwendete er „Schmiedeeisen“, ist also vor unerwünschtem Plagen und Reissen, wie es bei den sonst üblichen Gußstücken vorkommt, sicher. Ferner hat er in überaus praktischer Art Kombinationen, Bequemlichkeiten und Hilfseinrichtungen, daß man diesem „sich Rat wissenden“ Meister und Maschinenbauer von alter Tradition gern zumutet, daß er in besseren Zeiten und in freierer Entfaltungsmöglichkeit in seinem Fach oben wäre und vorwärtsginge; denn auch nicht unerwähnt soll sein, daß er vier Kriegsjahre draußen war und seitdem sich für sein Handwerk vollkommen umgewandelt hat. Ihm bleibt Mut und Hoffnung, doch noch „wenigstens durchzukommen“, und mehr Arbeit wünschen wir ihm alle herzlichst, als wir uns mit einem Abendlied verabschieden.

A. Steier.